

**Predigt zur Eröffnung der 12. Schöninger Orgeltage
in St. Vincenz am 5. November 2006**

von Landesbischof Dr. Friedrich Weber

Text: Jeremia 29, 1,4-7 und 10-14

Liebe Gemeinde,

ein wenig aus der Mode ist das Briefeschreiben schon gekommen. Schade eigentlich, denn es war nicht nur eine langsamere und beschaulichere Kommunikationsform als die mit Mails und SMS. Briefe haben auch eine höhere Haltbarkeit und Verbindlichkeit als diese. Sie werden nicht so einfach gelöscht. Wenn sie uns glücklich gemacht, getröstet oder geschmerzt haben, können wir sie immer und immer wieder lesen – manche hebt man sein ganz Leben lang auf. Andere wirft man irgendwann weg.

Es gibt Briefe, die uns nicht berühren und Briefe dank derer wir lesend eintauchen in das Denken und Fühlen anderer Menschen. Wir entdecken in ihnen eine Welt, die uns fremd ist und trotzdem - die Briefe rühren uns an, ihre Fragen und Sorgen sind uns vertraut, ihre Antworten und Tröstungen helfen auch uns weiter.

So ist es nicht nur mit den Briefen berühmter Männer und Frauen, seien es die von Clara Wieck an Robert Schumann oder Mozarts an seinen Vater, seien es die Abschiedsbriefe aus dem deutschen Widerstand. Mit den Briefen der Bibel geht es uns auch so. Einer, den Christen seit Menschengedenken immer wieder lesen und immer neu hören, steht über diesem Sonntag im November gegen Ende des Kirchenjahres und zu Beginn der Schöninger Orgeltage. Er stammt aus dem Buch des Propheten Jeremia und dort lesen wir:

„Dies sind die Worte des Briefes, den der Prophet Jeremia von Jerusalem sandte an den Rest der Ältesten, die weggeführt waren, an die Priester und Propheten und an das ganze Volk, das Nebukadnezar von Jerusalem nach Babel weggeführt hatte

So spricht der HERR Zebaoth, der Gott Israels, zu den Weggeführten, die ich von Jerusalem nach Babel habe wegführen lassen:

Baut Häuser und wohnt darin; pflanzt Gärten und esst ihre Früchte;

Nehmt euch Frauen und zeugt Söhne und Töchter, nehmt für eure Söhne Frauen und gebt eure Töchter Männern, dass sie Söhne und Töchter gebären; mehrt euch dort, dass ihr nicht weniger werdet.

Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum HERRN; denn wenn's ihr wohl geht, so geht's auch euch wohl.

Denn so spricht der HERR: Wenn für Babel siebzig Jahre voll sind, so will ich euch heimsuchen und will mein gnädiges Wort an euch erfüllen, dass ich euch wieder an diesen Ort bringe.

Denn ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der HERR: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, dass ich euch gebe das Ende, des ihr wartet.

Und ihr werdet mich anrufen und hingehen und mich bitten und ich will euch erhören.

Ihr werdet mich suchen und finden; denn wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen, spricht der HERR, und will eure Gefangenschaft wenden und euch sammeln aus allen Völkern und von allen Orten, wohin ich euch verstoßen habe, spricht der HERR, und will euch wieder an diesen Ort bringen, von wo ich euch habe wegführen lassen.“

Jeremia schreibt in eine ziemlich aussichtslose Lage hinein. Die Menschen hatten ihre Heimat verloren, waren aus allen vertrauten Bezügen herausgerissen worden und saßen nun in Babel, der fremden Stadt, und weinten.

Sie waren resigniert, perspektivlos, gelähmt. Heute und morgen würde das nicht wieder gut werden.

Auch in unserer Mitte gibt es Menschen, die wissen, was das bedeutet. Sie haben den bitteren Verlust ihrer Heimat erfahren. Sie können nachvollziehen, wie weh das tut. Sie könnten ein Lied davon singen, wie zeitlos Jeremias Brief doch ist.

Aber damals ging es nicht nur um die verlorene vertraute Welt in und um Jerusalem. Gottes spürbare Nähe war abhanden gekommen. Die Verschleppten hatten den Zugang zu ihm verloren und hörten ihn nicht mehr. Ihnen fehlte, was wir am Reformationstag singen: „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Aber wer den Verlust am eigenen Leib erlebt hat, der schmettert nicht frohgemut: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib. Lass fahren dahin. Sie haben's kein Gewinn, das Reich muss uns doch bleiben ...“

Wer so viel verloren hat, der braucht Zeit, um wieder den schützenden treusorgenden Gott zu denken, der ahnt die Zerstörbarkeit des Tempels, der festen Burg, auch die Gefährdung des Glaubens.

Jeremias Brief kommt uns so näher, denn das kennen wir auch: Schicksale, die so unbarmherzig über Menschen hereinbrechen, dass es ihnen den Boden unter den Füßen wegreißt und die Rede vom guten und barmherzigen Gott nicht mehr über die Lippen kommt. Und manchmal hat das Unglück auch den Namen: Langzeitarbeitslosigkeit und Schuldenberg, von dem man nicht mehr herunterkommt. In dieser Gegenwart lesen wir Jeremias Brief. Er ist an andere Adressaten gerichtet, aber er antwortet auch uns: „**Baut Häuser und pflanzt Gärten, bekommt Kinder und zieht sie groß, suchet der Stadt Bestes**“ und gebt nicht auf, auch wenn ihr euch alles anders vorgestellt habt.

Der französische Existentialist Jean Paul Sartre hat einmal gesagt: „Vielleicht gibt es schönere Zeiten, aber diese ist die unsere.“ Vielleicht, mag sein, dass es Besseres gibt – aber diese Gegenwart, das heute und morgen, das hier gilt es zu gestalten. Jetzt leben wir und versuchen das Beste daraus zu machen, damit es der Stadt und uns **wohl geht**.

Im letzten Jahr lief in den Kinos ein kleiner großer französischer Film: „Die Kinder des Monsieur Mathieu“. Er erzählt die Geschichte eines Lehrers in einer Besserungsanstalt für schwer erziehbare Jungen, kleine Ganoven, hartgewordene Bürschchen. Es sind Kinder aus prekären Verhältnissen, die ohne jede Chance so elend ins Leben starte, dass es allen solidarischen Gesellschaftsentwürfen Hohn spricht. Kinder und Jugendliche, die nicht nur im Frankreich der 50iger Jahre unter die Räder kamen, sondern auch heute in Deutschland. Monsieur Mathieu erleidet die Perspektivlosigkeit seiner Schüler mit. Es ist zum Hinsetzen, Weinen und Aufgeben – wie damals in Babel. Der Alltag ist unerträglich und überall anders ist es besser, schöner. Aber Mathieu lebt dort und sucht das Beste für dieses Haus, für diese Kinder.

So gründet er einen Chor, weil Musik die Seele glättet (auch seine!) und weil sie die menschlichsten Seiten in uns berührt, weil die Kinder durch den Klang ihrer eigenen reinen klaren Stimme ein neues Bild von sich selbst und damit Hoffnung bekommen. Sie heben die Köpfe und singen und schauen ganz nebenher nach vorn.

Das traurige Heim wird zwar kein Hort der Lebensfreude. Mathieu scheitert – aber er hat die Kinder **„Gedanken des Friedens und nicht des Leides“**, wie Jeremia sagt, empfinden und singen lassen.

Musiktherapien sind groß in Mode. Man hat erforscht, dass die Verbindung der beiden Hirnhälften bei Musikern fast 15% stärker als bei anderen Menschen ist. Inzwischen weiß man, dass Musik Schmerzen lindert und beruhigt, dass sie Lernen hilft und neu motiviert, dass Menschen sprachfähig werden, weil sie durch ihre Musik Gefühle auszudrücken vermögen, dass Musik zum Leben hilft.

Natürlich verändert Musik keine Heimvorschriften, keine Abschieberegulungen, keine Hartz-IV-Verhältnisse. Sie relativiert auch keine schlimmen Krankheitsprognosen oder schmerzhaftige Trennungen. Aber sie ist uns als Sprache geschenkt, damit wir unseren Herzen Luft machen, unser Glück in die Welt posaunen und unsere Not beweinen können und so nicht zuletzt Gott die Ehre geben. Dies geschieht an vielen Sonntagen in unseren Kirchen und auch in den kommenden Konzerten hier in Schöningen.

Baut Häuser, pflanzt Gärten, musiziert und lebt miteinander – in der Zeit, die euch gegeben ist – hier in Schöningen und wo immer ihr lebt. So könnte man das Jeremiawort fortführen. **Sucht so das Beste und betet füreinander!**

„Denn ihr werdet mich anrufen und hingehen und mich bitten und ich will euch erhören. Ihr werdet mich suchen und finden; denn wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen, spricht der HERR.“

Diese Briefzeilen sind oft und immer wieder gelesen worden. Mancher hat sie in seinem Herzen bewahrt, denn es steckt eine besonders frohe und tröstliche Botschaft in ihnen: Gott ist uns nicht fremd und nicht verloren – damals nicht, als die Menschen fern ihrer Heimat das Drama eines unfreiwilligen Exils erleben mussten und heute auch nicht. Gott ist uns nah. Er kommt zu uns durch das Dunkel hindurch, mitten hinein in das mühsame Alltagseinerlei, als großer Choral in jedem Atemzug – aber:

nicht ohne, dass wir ihn suchen,

nicht ohne, dass wir uns von ganzem Herzen zu ihm hinwenden.

Das braucht es, das verändert unsere Welt.

Amen